

Bezugs-Preis
In Halle und Umgebungen 2,50 M.
Durch die Post bezogen 3 M. für ein
Vierteljahr. Die halbjährige Zeitung
erschint zweimal wöchentlich.

Halle'sche Zeitung.

Anzeige-Gebühren
Für die druckfertige Schrift-Zeile oder
beim Raum für jede und jede Zeile
berechnet am 15. d. Monat 20 S.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition:
Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Mittwoch 17. Juli 1895.

Berliner Bureau:
Berlin C, Grödenstraße 8.

Telegramme.

Berlin, 17. Juli. In dem Besonderen des Professors von
Gneiss ist eine erhebliche Verschlechterung eingetreten, sodass
besonders infolge der Kräfteabnahme große Besorgnis obwaltet.

Hamburg, 17. Juli. Der Arbeiter C. Roth in Altona, Gerden-
straße wohnhaft, ein einarmiger Amputierter, übte seine Gewerbe
und sein dreifaches Züchtigen und hat sich dann selbst erschossen. Als
Motive der That wird Eifersucht angegeben.

Bremsbüffel, 17. Juli. Der französische Dampfer „Gaulle“ erlitt
ein Schicksal von 10000 Takt. Die Aufnahme des Schiffes ist
bald zu erwarten.

London, 17. Juli. Der liberale Kandidat von West-Mon-
mouthshire, wofür sein Kandidatur aufgestellt war, wird zu Gunsten
Sir William Harcourt zurücktreten. Letzterer hat angenommen.

London, 16. Juli, 11 Uhr 15 Min. Abends. Nach bisheriger
Aufstellung wurden 204 Unionisten, 33 Liberale, 4 Parteilosen,
13 Antiparthenisten, 1 Kandidat der Arbeiterpartei gewählt. Die
Unionisten haben 31, die Liberale 8 Sitze neu gewonnen. Unter
den Gewählten befinden sich der Sprecher des Unterhauses, Wilmot
Wood, der Generalsekretär der Unionisten, Unterstaatssekretär
des Innern, Hunt, Collins, und der frühere Staatssekretär für
Indien, Fowler.

London, 17. Juli, 3 Uhr 20 Minuten. Morgens. Wähler
wurden gewählt: 232 Unionisten, 45 Liberale. Der Stand der
andern Parteien ist ungewiss. Die Unionisten gewannen 40, die
Liberale 10 Sitze. Arno Morley, der frühere Generalpostmeister
wurde nicht gewählt.

London, 17. Juli. Ein Postwärter getödtet durch Steinwürfe
das Schiff an der belgischen Küste.

Wien, 17. Juli. Die Königin reiste nach Petersburg ab,
sie wird über Odessa reisen.

Wien, 17. Juli. Die Abgeordnetenversammlung. Der Minister
des Auswärtigen erklärte, die Regierung arbeite daran, die Ankunft
neuer bulgarischer Schiffe in Mazedonien zu verhindern.

Bulgarien und die Mächte.

Wie ein großes Schlachtfeld auf die europäische Lage wirkt die
Kunde von dem Mordanschlag elender Duden auf den Mann, welcher
das bulgarische Nationalbewusstsein verkörpert, Stambulow, den
Held der bulgarischen Revolution. Während Fürst Ferdinand, der Bomben-
streich im Ausland feiert, während eine Deputation ehrenvoller
Bulgaren unter der Leitung des verstorbenen und wieder zurück-
berufenen Metropoliten Clement in Petersburg in den Palästen
russischer Würdenträger antikommt, ist der einzige Mann, der sein
Vaterland zur Höhe emporführt und ihm die Sympathien des
zivilisierten Europas gesichert hat, unter den Dolchen des hiesigen
Mordgottes, hingestürzt. Der einmütige Schrei der Entrüstung, der
durch die gesamte Presse Deutschlands und Oesterreichs ohne Unter-
schied der Parteien geht, beweist, daß das Ereignis, welches den 15. Juli
zu einem scharfen Tag in der Geschichte des kleinen Balkanstaates
stempeln wird, leicht für ganz Bulgarien verhängnisvoll werden
kann. Die Sympathien der dem Dreieubund angehörigen Mächte hat
Fürst Ferdinand sich überzogen; daß er im Anschluß an Russland
als selbständiger Fürst nur eine Schattenregierung führen kann, muß
ihm selbst klar werden.

Ihr Bruder.

Summreste von Eduard Romberg (Goblenz).
Melitta von Schellen war, wie sie sich ausdrückte, „in
allen Züchten“. Das heißt, sie war rathlos, und das paßte ihr
nicht allzu häufig. Warum hörte sie aber auch nicht auf ihre
Freundin und Gesellschafterin Irene, die sie schon so lange vor
ihrem allzu weit getriebenen Kokettieren gewarnt hatte!
Man sah sie in der Kasse und mußte nicht, wie herauskommen. ...
Söhne junge Wittwen indessen sind selten genommen, sich lange
den Kopf über ihre eigenen Fehler zu zerbrechen, und Melitta
warf alle ihre Sorge auf Irene, wie sie es gewohnt war.
Sie kam nun in ihrem weißen Salon und stampfte
mit den Füßchen auf.
„Du nimmst mir aber helfen, Irene, ich sage Dir doch,
daß ich keinen Ausweg weiß!“
Irene, nur um wenige Jahre älter und betraute ebenso
höflich wie Melitta, sah in einem etwas erhöhten Orter und
stille gelassen weiter. Sie war überhaupt immer gelassen und
deshalb hervorragend zur Gesellschafterin der nervösen Melitta
befähigt.
„Mit Deiner Aufregung kommst Du nicht weiter,“ sagte
sie leise. Sie hatte eine außerordentlich warme Stimme, die
ihre hübsche Zurückhaltung ihres Wesens wohlthuend erhellte.
Wenn Du Dich mit Deinem unverständlichen Sinn für
Nurturen in eine Falle begiebst, so darfst Du Dich hinter-
drein nicht wundern.“
Melitta warf sich auf eine Chaiselongue und gähnte
gewungen.
„Zum Schlußmeistern bist Du nicht da, ma belle,“ sagte
sie, „und damit kommen wir auch nicht weiter. Was soll ich
ihm, frage ich.“
Irene antwortete nicht, weil sie sich ärgerte und sticke
fühlte weiter.
„Du!“ sagte Melitta jetzt, indem sie wie gewöhnlich mit
ihren Gedanken umherprang, „es ist eigentlich ganz unpassend,
das Du Irene heißt!“
„So?“
„Ja wohl. Du müßtest Anna oder Auguste heißen, Du

Das russische Geld eine Rolle bei dem Attentat spielt, daran
zweifelt Niemand; daß die bulgarische Regierung die Ausführung
mindestens begünstigt hat, geht daraus hervor, daß sie Stambulow
seit Monaten zur Gefangenschaft in den Mauern von Sofia ver-
dammt hatte und dem Schwertstrafen die Kur unmöglich machte,
die er in Karlsbad gebrauchen wollte und die nach dem Urtheil der
Ärzte zur Erhaltung seines Lebens nöthig war. Vor Jahresfrist
etwas ist Stambulow seines Postens als Premier-Minister entsetzt
worden, genau ein Jahr nachdem er bei der Sobranie das Befehl
durchgebracht hatte, wonach der Sohn des Fürsten nicht russisch-
orthodoxer Bekenntnis zu sein brauchte. Weßhalb die Amtsentsetzung
erfolgte, ist bis auf den heutigen Tag nicht völlig aufgeklärt. Per-
sönliche Ambitionen des Staatsmannes brauchte Prinz Ferdinand
nicht zu befürchten, Stambulow selbst hatte als Präsident der Regent-
schaft die Berufung des Sobranies vorgezogen. Ob der Minister-
präsident wirklich so unheimlich im Lande genossen war, wie die offizielle
Presse nach dem Umsturzwechsel hinführlig betriebe, läßt sich nicht
entscheiden — daß Stambulow moralisch und politisch nicht intakt
war, soll nicht bezweifelt werden. Er hat mit Hofgeneralität die
Abstraktheit beifolgt und der politische Mord nach dem
seinem Regime eine Rolle gespielt haben. Aber er vertrat — und
das erhebt ihn überhaupt über seine Gegner — eine nationale Idee;
er kämpfte einen verzweifeltsten Kampf gegen russisches Gold, russisches
Geld und russische Waffen; und in diesem Kampfe ist nicht nur er
selbst schließlich erlegen; man muß fürchten, daß die bulgarische
Nationalität als solche wird sich unter den Dolchhieben der Mörder
Stambulows verlieren.

Greuel und Mordthaten begleiten seit Jahrhunderten die Geschichte
des unglücklichen Bulgaren Volkes, das ein Spielball der wider-
streitendsten Interessen und rücksichtslosen politischen Konsequenzen, nie
so hoch gelangt hat, wie an dem Tage von Sitonija, wo Held
Alexander den Serbenkönig Milan besiegte. Seit jenem Tage aber
war auch die russische Selbstsucht, vielleicht auch die persönliche Eifer-
sucht des Jaren Alexander auf's höchste gereizt, und der Mann,
auf den sie sich richtete, war nach der Entfernung des Bulgarenfürsten
Stambulow. Einer der dümmsten Fieske an dem Charakterbild des
verstorbenen Jaren ist der Verdacht, daß die Mordanschläge auf bul-
garische Staatsmänner ihrer Ursprung am russischen Hofe selbst
hätten. Man hatte erwartet, daß mit dem Thronwechsel an der
Bleia auch eine Aenderung, zwar nicht in der russischen Bulgaren-
politik, wohl aber in dem System, sie durchzuführen, erfolgen werde.
Man hat sich darin graulich geirrt.

Fürst Bismarck hat es bekanntlich abgesehen wegen der bulgarischen
Wahren die Ansehen auch nur eines sommerlichen Genesades
zu riskieren. Man kann nicht billig im Zweifel sein, ob die Ant-
wort, welche der erste Reichskanzler am 11. Januar 1887 auf eine
Interpellation über die Beziehungen des deutschen Reiches zu der
bulgarischen Frage gab, heute noch zureichend sei. Und, so lächerlich
Bismarck seiner Zeit aus, ist es vollständig gleichgültig, wer in Bulgarien
regiert und was aus Bulgarien überhaupt wird. Die ganze bul-
garische Frage ist für uns keine Kriegsfrage, und wir würden uns
deshalb von Bismarck das Beispiel um den Hals werfen lassen, um
mit Ausland zu bröckeln.

Wenige Monate darauf erließ Bismarck das Lombard-Verbot
für die russischen Werthe, welches aufgehoben zu haben bekanntlich
die letzte Leistung der staatsmännlichen Weisheit Capriosis war.

Wir sind überzeugt, daß auch heute noch gegenüber der raschen und
erklärlichen Empfindung aufrichtigen Aufsehens von den Hinter-
männern der Mörder Stambulows die deutsche Diplomatie nicht
ermögen muß, ob Deutschland direkte Interessen in Bulgar-
ien hat und ob nicht auch heute noch der Kern der orienta-
listischen Frage der ist, zu verheißt, daß Ausland und
Oesterreich in Krieg mit einander gerathen. Allein
es verdient doch bemerkt zu werden, daß die bulgarische Deputation,
litteren gemacht durch den Glauben der russischen Garantie bei der
Hundert-Millionen-Anleihe Chinas, den russisch-bulgarischen Bezieh-
ungen eine solche Unterlage in Gestalt einer Anleihe zu geben
wollten von weitem verurtheilt hat, und daß sie ihre Sache nicht besser
führen zu können geglaubt hat, als wenn sie die Russen auf den
mehr und mehr zunehmenden wirtschaftlichen Einfluß Deutsch-
lands und Oesterreichs in Bulgarien hinwies. Die
ganze Bulherlei um die russische Garantie erhält damit den Anstrich
einer ostentativen Feindschaft gegen die zwei Mächte des Drei-
bundes. Der Empfang der abessinischen Mission in Petersburg, der
Einkauf am Hofe König Nikollas, eine russische Vertretung zu
unterhalten, sieht dazu eine so unerschöpfliche Quelle, den Bestim-
mungen des Vertrags von Ukeleli widersprechend und Italien zu
brökeln, daß es in der That zu denken gibt, wenn Ausland sich
mit sämtlichen Mächten des Dreieubundes im offenen Gegensatz be-
findet. Daß das Charakteristikum mit den Absichten lediglich ein Ge-
fährlichkeit gegen Frankreich ist, welches am oberen Nilstand
seiner Interessen gegen Italien sich nicht durchzuführen verurtheilt,
und daß die freundliche Herablassung zu der vermittelnden Abföhr-
nischen Kreise nur ein durchdringlicher Vorwand ist, daß ist schon
von anderer Seite hervorgerufen worden. So entzündet denn die
Mordthat auf den bulgarischen Exminister wieder einmal das Ge-
fährliche der friedensfeindlichen Mächte, und erweist sich als eine ernste
Mahnung an die deutschen Hüter des Friedens.

Zu dem Mord-Attentat auf Stambulow

set im Anschluß an unsere Feuilleton nach Folgendes mitge-
theilt: Der fährliche und fahre Mordanschlag geschah Abends
7 1/2 Uhr im Centrum der Stadt Sofia, in einer der belebtesten
Straßen. Seit länger als einem Jahre, seit Ende Mai 1894,
wollte der berühmte Staatsmann, den man so häufig den
„Vetter Bulgariens“ genannt hat, jeder Wuth und jeden Ein-
flusses beraubt, ein thätigstei Gefangener, in Sofia; sein
Haus war von der Polizei bewacht; jeder seiner Schritte war
beaufsichtigt; doch diese Wachsamkeit konnte und wollte seine
Sicherheit aus Sofia, nicht aber Maritze gegen sein Leben
verhindern. Stambulow war vorgefahren, wie häufig Abends,
im Unionklub, den er um 7 Uhr 45 Minuten in
Begleitung Petlow's verließ, um in einem Reichs-
wagen nach Hause zu fahren. Als der Wagen in der Mitte
des Weges war, wurde er von beiden Seiten von drei Männern
angefallen. Der Diener Stambulow's schob von dem Hermiten,
traf aber nicht. Stambulow und Petlow sprangen heraus.
Indem Stambulow die Mörder folgen wollte, wurden ihm
beide Hände mit langen Dolchmessern hundertmal
durchstoßen. Gleichzeitig erhielt er einen Hieb
auf den Kopf. Stambulow fürzte. Alle drei Mörder
hieben auf ihn ein, so daß er vierzehn schwere Wunden
auf den Schädel, die Stirn und das Auge erlitt. Als ihm
Herbeigekelte fanden, sah er, von Petlow gestützt, am Boden, das Ge-

doch jeder von ihnen, sobald ich seine Gattin wäre, mich genau
so rücksichtslos behandeln würde, wie die mich die modernen Frauen
eben alle thun?“
„Du denkst zu schlecht von den Männern,“ warf Irene ein.
Melitta schüttelte zornig ihr lockiges Haar. „Zu schlecht?
Nein, sage ich Dir, höchstens noch nicht schlecht genug, denn
ich lasse Ausnahmen gelten. Oh, Irene, Du weißt nicht, was
das heißt, wenn die Liebe, die einen gelohworen wurde, sich
dann nur als ein Strohhalm erweist; wenn die angeblich
„geliebte“ Frau bei jedem häuslichen oder beruflichen Anlaß
dazu herhalten muß, die schädelige Krone des Herrn Gelieters
auszubaden; — wenn die seltenen Mischungen, die himmlischen Auf-
merksamkeiten, die uns beglücken, ganz allmählich aufhören
und an ihren und an ihre Stelle ein brutales Forhern, ein
Schelten oder Schmalen tritt, das uns mit seiner Kleinlichkeit
unmöglich machen und — verübelt ... Nun, nein, einmal will ich
als oberflächliche Kokette gelten, als mich noch nieber un-
sichtig binden.“
Melitta schweig und stand nachdenklich vor dem Bilde ihres
verstorbenen Gatten sit. Ein statlicher Mann war es gewesen,
mit einem hohen energischen Gesicht. Melitta machte sich nicht
klar, daß ihrem Sträuben gegen eine neue Heirat nur die nicht
ganz erlörende Liebe zu diesem Töbten zu Grunde lag; aber
Irene mit ihren stillen, tiefen Augen hatte es längst durchgesehen;
weil sie in tiefen aus Erfahrung wußte, daß Wiederum ihre
Geistliche Freundin nur noch einsamlicher machte, brachte sie das
Gespräch auf den heutigen Nachmittag zurück.
„Du kannst doch den Mittelmehr heute nicht abweisen
lassen, wenn zur selben Stunde Herr von Wöllmer hier brin
sitzt.“
Melitta lachte.
„Nein, natürlich muß ich dann beide annehmen. Und
weiß Du was, ma petite?“ (Irene war um einen halben Kopf
größer als sie.) „Ich werde alle dem Augenblick überleben.
Der berühmte Anstrich der Frau wird mir schon im richtigen
Moment das Nichtigste erheben.“
Und ohne ein weiteres Wort abzuwarten, klingelte Melitta
nach dem Mädchen und bestellte den Wagen zu Spanien
fahrt. — — — (Schluß folgt.)

165 St. ... 100 St. ...
 * Berlin, 16. Juli. ...
 * Berlin, 16. Juli. ...
 * Berlin, 16. Juli. ...

* Hamburg, 15. Juli. ...
 * Bremen, 16. Juli. ...
 * Hamburg, 16. Juli. ...
 * Bremen, 16. Juli. ...

* Hannover, 16. Juli. ...
 * Berlin, 16. Juli. ...
 * Hamburg, 16. Juli. ...
 * Bremen, 16. Juli. ...

Stroh, Heu.
 * Berlin, 16. Juli. ...
 * Hamburg, 16. Juli. ...
 * Bremen, 16. Juli. ...

Wach.
 * Berlin, 16. Juli. ...
 * Hamburg, 16. Juli. ...
 * Bremen, 16. Juli. ...

Metalle.
 * Berlin, 16. Juli. ...
 * Hamburg, 16. Juli. ...
 * Bremen, 16. Juli. ...

Deutsche Fonds und Staatspapiere.
 * Berlin, 16. Juli. ...
 * Hamburg, 16. Juli. ...
 * Bremen, 16. Juli. ...

Banknoten und Wechsel.
 * Berlin, 16. Juli. ...
 * Hamburg, 16. Juli. ...
 * Bremen, 16. Juli. ...

Industrie-Aktien.
 * Berlin, 16. Juli. ...
 * Hamburg, 16. Juli. ...
 * Bremen, 16. Juli. ...

Ausländische Fonds.
 * Berlin, 16. Juli. ...
 * Hamburg, 16. Juli. ...
 * Bremen, 16. Juli. ...

Güter- und Immobilien.
 * Berlin, 16. Juli. ...
 * Hamburg, 16. Juli. ...
 * Bremen, 16. Juli. ...

Bank-Aktien.
 * Berlin, 16. Juli. ...
 * Hamburg, 16. Juli. ...
 * Bremen, 16. Juli. ...

Deutsche Hypothekendarlehen.
 * Berlin, 16. Juli. ...
 * Hamburg, 16. Juli. ...
 * Bremen, 16. Juli. ...

Bank-Aktien (cont'd).
 * Berlin, 16. Juli. ...
 * Hamburg, 16. Juli. ...
 * Bremen, 16. Juli. ...

Bank-Aktien (cont'd).
 * Berlin, 16. Juli. ...
 * Hamburg, 16. Juli. ...
 * Bremen, 16. Juli. ...

Hermann Arnold & Co., Bank-Commandit-Gesellschaft, Halle a. S., Alte Promenade 3.

Wir stellen hiermit in unserer, gegen Diebes- und Feuersgefahr gesicherten Stahlkammer

Schrank-Fächer

in verschiedenen Grössen, welche unter eigenem Verschluss der Miether stehen, behufs Aufbewahrung von Wertpapieren etc. zur Verfügung des Publikums. Jahresmiete je nach Grösse. Kürzere Mietdauer nach Vereinbarung.

Geschlossene Depôts nehmen wir jederzeit zur Aufbewahrung in unseren Tresoren entgegen.

Bekanntmachung. Wir bringen hiermit zur Kenntnis, dass am heutigen Tage die **Geschäftsräume der Handelskammer** am gr. Berlin Nr. 11 nach

Riebeckplatz Nr. 2 verlegt worden sind. Halle a. S., 15. Juli 1895.

Die Handelskammer. Ernst. Kuhlow.

Im Neubau der Kreisparade, Ecke der Alten Promenade und Großen Steinstraße, sind zum 1. April n. J.

2 Wohnungen im I. und II. Stock, bestehend aus 8 Zimmern, geräumiger Loggia nach der Promenade, Bad und sonstigen vortrefflichen Annehmlichkeiten innerer Ausstattung mit Centralheizung, Gasheizung für Beleuchtung und Kochzweck, zu vermieten. Prospektanten wollen sich an die Herren Kreisverwaltungsbeamten **Knoch & Kallmeyer, Marktplatz 11,** wenden.

Der Kreisauschuss des Saalkreises. von Weder, Amtlicher Landrath.

Rotationsdruck und Verlag von Dito Ziehele, Halle (Saale), Reizigerstraße 87. Mit 1 Beilage.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
 urn:nbn:de:gvb:3:1-17113370-16872166X189507171-19/fragment/page=0004



[Nachdruck verboten.]

Von Bruderhand.

23) Roman von Doris Frein v. Spätigen.

„Brinz, welche Idee. Durch ſolche Worte beweifen Sie wirklich, daß Sie nicht vernünftig ſind. Ich befehle Ihnen als Ihr Arzt, ſofort zurückzukommen.“ Klang es jetzt in eiferner Strenge zu dem ſich bereits mehr und mehr Entfernenden hinüber.

Ohne von dieſer Scene Kenntniß zu nehmen, wandelten Archibald und Joachima währenddem den Kiesweg entlang dem Parke zu.

Für Sekunden taumelte der Angerufene und ſchwankte unficher von einer Seite zur anderen, als ob ſeine Kniee ihm den Dienſt verſagten. Aber eben ſo raſch ſchnellte er wieder ſtraff empor und lief, den linken Arm drohend zum Himmel erhoben, weiter vorwärts.

Jetzt hemmte Dr. Leiſinger ſeine Schritte und flüſterte zu ſich:

„Sei es d'rum! Seine Kräfte ſchwinden ſichtlich — er erreicht ſie nicht mehr, noch wenige Sekunden und er liegt beſinnungslos am Boden. Das Fieber glüht bereits in ſeinen Augen. Armer Brinz, das waren Höllequalen für Dich. Aber es mußte ſein — es wird . . .“

Doch noch ehe der Arzt ſeinen Gedankengang zu vollenden vermochte, prallte er tödtlich erſchrocken zurück. Durch die Stille, der Nacht ertönte plötzlich ein ſcharfer kurzer Knall — dann ein gellender Schrei, worauf ein lautes ſchrilles: „Zu Hülf! — Hülf!“ zu ihm herüberklang.

„Allmächtiger Gott, was iſt das?“ Vor Dr. Leiſinger's Blicken ſtimmerte es, und nur ſo viel vermochte er fürs Erſte zu erkennen, daß dort, wo ſoeben noch das junge Paar Luftwandelte, händeringend eine weiße Geſtalt auf und ab lief, während kaum zehn Schritt von dieſer entfernt Brinz Carlos in die Knie geſunken am Boden kauerte. Und Archibald? Von Entſetzen gepackt, ließ der Arzt ſeine Augen umherſchweifen. Wo war Archibald?

In raſendem Lauf ſtürmte jetzt Dr. Leiſinger nach der verhängnißvollen Stelle hinüber — nur ein einziger ſchneller Blick ließ ihn die ganze fürchterliche Gewißheit des ſoeben Geſchehenen erkennen.

Lang hingefunken, wie ein in vollſter Blüthe und Kraft gefällter Baum, lag Brinz Archibald auf dem Raſen. Noch war die Rechte Hand wie abwehrend ausgeſtreckt nach jener Stelle, von wo, von Bruderhand auf ihn gezielt, die mörderiſche Kugel kam, allein das helle freundliche Seemannsauge war feſt geſchloſſen, und kein Heben und Senken der breiteren Bruſt, kein ſchwacher Athemzug bezeugte, daß in dem ſtarren Körper ſich noch ein Lebensfunke reate.

„Mensch — Wahnsinniger, was haben Sie gethan? Barmherziger Gott, und ich ſelbſt — ich ſelbſt war ſo vermeſſen, dem Kranken dieſe fürchterliche Komödie aufzuführen — aber meine Seele dachte nicht daran, er könne eine Schußwaffe bei ſich tragen. Unglücklicher, beſagenswerther Mensch!“ ſchrie der Arzt in tief aus dem Herzen quellenden Schmerzensſtönen, indem er den Knieenden wühend an den Schultern faßte und aufzurütteln verſuchte.

Nur ein blödes Aufſachen und völlig irrfinnige verſtändnißloſe Blicke begegneten Dr. Leiſinger's leidenschaftlich erregten Mienen.

Arzt und ich haben nur miteinander geſcherzt — wirklich nur geſcherzt, wie damals, als er noch Seekadett war und ich ihn aus Verſehen die Treppe hinunter warf. — Arzt iſt ja viel ſtärker als ich, jammerte der Kranke, beide Hände ſtehend gegen den Arzt erhebend, dabei ſchaute er mit Zeichen von Schrecken in den Zügen nach ſeiner Couſine Joachima hinüber, die herzerreißend ſchluchzte.

Nur wenige Fußbreit von dem regungsloſen Körper lag das
*Wol im Geale.

Das iſt der Teufel dort — er trägt zuweilen ein weißes Gewand, aber trauen Sie ihm nicht, Doktor. Mich hat er wahnsinnig gemacht — o — o — ich kann ihn nicht mehr ſehen!“ ſöhnte der Kranke klagend auf. Von Froſt und Todesangſt geſchüttelt, beugte er ſich wieder tief zur Erde nieder und verberg ſein Geſicht.

Allein Dr. Leiſinger überließ den unglücklichen Brinz ſeinem fürchterlichen Geſchick und eilte unverzüglich, zu dem am Boden liegenden Manne hin. Mit einem einzigen haſtigen, aber gewandten Griff hatte er Weſte und Hemd von deſſen Bruſt geriffen, und des Mediciners Auge forſchte zugleich prüfend nach der Verwundung. Stand das für Alle ſo warmführende Herz ſtill, ſollte es wirklich aufgehört haben zu ſchlagen? Ein Zug wahrhafter Seelenpein und namenloſen Schmerzes prägte ſich in des Arztes Zügen aus, während er ſein Ohr an die linke Seite des regungsloſen Körpers legte.

„O, erbarmen Sie ſich und ſagen Sie nur ein — Wort, nur das Wort — ob — er lebt — die Angſt tödtet mich.“ ſtammelte eine leiſe von Thränen erſtickte Stimme zu Dr. Leiſinger herab.

„Möchte Gottes Gnade es geben, Prinzeſſin — noch kann ich es nicht erkennen, da ich des mangelhaften Lichtes wegen, meine Inſtrumente nicht in Anwendung zu bringen vermag. Die Kugel iſt hier oberhalb der Herzgrube in die Bruſt gedrungen, gab der Geſragte, ſich nach Möglichkeit faſſend, zurück.

„Entſeglich — o mein Gott, und ich . . .“ ſchluchzte Joachima auf.

„Still, jetzt keine Thränen, ſparen Sie dieſelben auf für den Fall, daß Sie wirkliche Urſache haben, zu weinen,“ bedeutete er ſie barsch. Sie müſſen unverzüglich nach dem Schloß, Prinzeſſin, um Hülf — das heißt eine Tragbahre herbeizuholen. Jede Minute Verzug kann hier verhängnißvoll ſein. Werden Sie Muth finden, Ihrem Onkel jene fürchterliche Kunde zu überbringen?

„Der Himmel wird mir Kraft geben, klang es dumpf zurück.

In demſelben Moment aber deutete das junge Mädchen nach dem Schloſſe zurück. Auf der matterhellten Terraffe waren mehrere Geſtalten ſichtbar geworden, welche ſich raſch hin und her bewegten und dann im eiligen Laufe die Treppe herabgerannt kamen.

„Man hat den Schuß — oder Ihren Hülfſeruf gehört, Prinzeſſin!“ rief der Arzt, aus ſeiner knieenden Lage raſch emporpringend.

Dann faltete er die Hände und ſchaute hülfſeſtend zum ſternenüberſäeten Nachthimmel empor:

„O Gott, ſei gnädig!“ flüſterte er leiſe, „es iſt der Fürſt — der Vater ſelbſt — der kommt!“

XII.

Es war nahe an Mitternacht. In einem der zu ebener Erde gelegenen Gemächer des Schloſſes, welche meiſtens nur als Fremdenzimmer für beſonders zu ehrende Gäſte benutzt wurden, und die mit ihren ſteifen, aus der Zeit des erſten Kaiſerreichs ſtammenden altmodiſchen Möbeln, der matten, eintönigen Färbung der Tapeten, wie der eigenthümlichen Atmoſphäre von eingegloſſener Luft den Charakter unbewohnter Räume an ſich trugen, befanden ſich drei Herren in flüſternd geführttem Geſpräch.

In ſich zuſammengesunken, mit greiſenhaft verfallenen Geſichtszügen, die Hände zuweilen nervös unruhig auf den Knien bewegend, ſaß der Fürſt auf einem kleinen ſchmalen Kanapee und lauſchte geſpannt den Worten des vor ihm ſiehenden Leibarztes Doktor Helbig. Einige Fuß breit von Weiden entfernt ſtand Freitag, durch gelegentliche Einwürfe ſeine Anweſenheit bemerkbar machend.

Des alten Leibarztes Stimme hatte einen warmen, beruhigenden Klang, indem er ſagte:

„Ich kann der Anſicht Profeſſor Leiſinger's, welcher, wie Ihre Durchlaucht uns mittheilen, bereits ganz genau über die

Art und Beschaffenheit der Verwunderung Bericht erstattet hat, nur beipflichten und versichern: es ist fürs Erste noch kein Grund vorhanden, jede Hoffnung sinken zu lassen. Die Kugel ist glücklich entfernt, und da der Prinz eine starke, widerstandsfähige Natur besitzt, so muß man den weiteren Verlauf dem Höchsten anheimstellen. Eure Durchlaucht sollten nicht so trostlos und verzweifelt blicken und sich nach den entsetzlichen Emotionen und Aufregungen dieses traurigen Abends ein wenig niederlegen. Dank eines schnell angewandten Beruhigungsmittels ist es mir doch sogar geblüht, die Frau Fürstin wilde, leidenschaftliche Schmerzensausbrüche zu besänftigen.

Ihre Durchlaucht, welche ich soeben verlassen habe, liegt jetzt in sanftem Schlummer."

Nein — nein, ich kann nicht ruhen — nicht schlafen. Ich muß hier warten bis Leifinger von meinem ältesten Sohne herabkommt und mir auch über dessen jammervollen Zustand Mittheilung macht," klagte in zitterndem Tone der Fürst.

"Dann befehlen Euer Durchlaucht wohl, daß wir uns wieder entfernen?" fragte Freitag, obwohl wie immer unterthänig, doch in merkbar spitzem Tone.

Den durch die große Nachsicht und Güte seines Gebieters sehr verwöhnten Mann, der in allen Verhältnissen sich des höchsten Vertrauens erfreuen durfte, hatte es tief gekränkt, daß Dr. Leifinger, nachdem dem Verwundeten durch seine Hand die ersten Hülfeleistungen zu Theil geworden, in der ihm eigenen schroffen Art erklärte, er wüßte dem Fürsten nur unter vier Augen einen, die näheren Umstände erläuternden Bericht zu erstatten. Sowohl Dr. Helbig, als auch Freitag waren bei der Nachricht jener schrecklichen Katastrophe unverzüglich zur Stelle gewesen. Allein dem Kabinettsrathe genügte die im Allgemeinen gegebene Aufklärung — Prinz Carlos habe im Beisein des Wiener Arztes und der Prinzessin Joachima, als Alle im Parke promenirten, in einem akuten Bahnsinnsanfall auf den Bruder geschossen — nicht. Seine überaus feine Spürnase witterte auch hier irgend etwas Verdächtiges — etwas, was der Deffentlichkeit entzogen werden sollte.

Berlin in der Sommerruhe.

Eine Plauderei.

Daß die Berliner sich noch immer einbilden, ganz anders geartetete, d. h. bedeutend höher veranlagte und vom lieben Gott ganz besonders begünstigte Menschenkinder zu sein, läßt sich leider nicht leugnen, trotzdem längst fest steht, daß die Provinzialen es mit ihren Brüdern und Schwestern in der Reichshauptstadt nicht nur in den meisten Beziehungen aufnehmen, sondern sie in den übrigen sogar übertreffen. Auch eine Plauderei des „Lof. Anz.“ in seiner letzten Sonntagsnummer ist zwar nicht frei von dieser Großmannsucht, ist aber im übrigen so humorvoll geschrieben, daß sie auch unierer Leser sicherlich nicht wenig amüsiren wird. Das genannte Blatt erzählt nämlich folgendermaßen:

Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterland. Das Wort gilt — soweit seine Uebertragung auf eine Stadt überhaupt erlaubt ist — für die Reichshauptstadt in den Sommermonaten. In den Augen der Spree-Athener hat Berlin plötzlich aufgehört, ein menschenwürdiger Aufenthalt zu sein, und wer nur eben kann, der eilt hinaus, in's Bad oder in die Sommerfrische. Den Bewohnern der Provinz aber erscheint Berlin keineswegs als ein Schreckensort, dem man gar nicht eilends genug entfliehen kann, weil man sonst in den Augen seiner Mitmenschen zu sinken fürchten muß. Auf die wackeren Leute da draußen übt Berlin auch in der Zulibize seinen besriedigenden Zauber auf die Gemüther aus. Beweis: der Saisonbesuch, der in vielfacher Auflage selbst unter dem Zeichen des Sirius unsere Mitbürger mehr oder weniger beglückt. Nicht in den prunkenden Hotels kehrt er ein, sondern in dem Schooß der Familie, „becheiden und anspruchslos," wie es bei der Anmeldung versprochen wurde.

Diese Anmeldung! Bis zu dem Augenblick, da Schwester Therese aus Dingsda schrieb, daß sie ihr zur Jungfrau erblühtes Töchterlein nach der Metropole senden wolle, damit es durch Onkel und Tante deren Herrlichkeiten kennen lerne — bis zu diesem Moment hatte man sich so wohllich und heimlich in Berlin gefühlt. Neidlos hatte man die Anderen, die es ihrer Gesundheit und vor Allen ihrer Stellung schuldig zu sein glaubten, ziehen lassen, hatte sich's an den heißen Tagen so bequem wie möglich gemacht und war an den regnerischen Tagen hübsch zu Haus geblieben, ledig aller Pflicht, sich auf der Promenade zeigen oder einen Ausflug machen zu müssen, damit man doch etwas der kostspieligen Reise heimbringe.

Ohne indeß von Freitag's gereizter Stimmung Notiz zu nehmen, entgegnete der Fürst:

„Gewiß, wenn Leifinger es wünscht, muß ich die Herren abermals bitten, sich zu entfernen, weil ich dem Professor plein-pouvoir gegeben und gerade jetzt doppelt bemüht sein will, ihm das höchste Vertrauen zu beweisen.“

„So, gerade jetzt — hm," flüsterte der Kabinettsrath mit verstecktem Hohn, während Dr. Helbig auf den Zehenspigen bis zur halb geöffneten Thür des Nebenzimmers schlich und auf ein leises Geräusch, was sich dahinter vernehmen ließ, mit sorgenvoller Miene lauschte.

„Nun, bedarf der Krankenwärter eines Beistandes, möchten Sie nicht lieber drinnen bleiben, Helbig?" fragte von Angst gefoltet der Fürst.

„Nein, Durchlaucht. Ich höre nur ein Stöhnen, was mir beweist, daß die Schmerzen zunehmen. Schmerzen müssen kommen — und nach dem normalen Verlauf jeder innerlichen Verwundung sind sie als besseres Zeichen anzusehen, als jene starre Bewußtlosigkeit, in welcher der Prinz vorher verharrte. Ich werde mich jetzt zu Gnaden empfehlen, um morgen in aller Frühe wieder vorzusprechen," entgegnete leise und freundlich der alte Arzt.

„Gut, wie Sie wollen, Helbig. Ich danke Ihnen herzlich, daß Sie so bald zur Stelle waren. In Stunden der Noth bewähren sich erst die Freunde!"

Mit diesen Worten streckte Fürst Amberg dem Leibarzte seine Rechte hin, welche schmerzlich bewegt ergriffen wurde.

„Kommen Sie nicht auch mit, Herr Kabinettsrath? Wir haben ja einen Weg!" wandte Helbig sich darauf an diesen.

Der Gefragte zögerte sichtlich, was der Fürst als Zeichen besonderer Dienstfertigkeit und Ergebenheit aufnahm, daher sagte er rasch:

„O, natürlich, Freitag, gehen Sie nur in Gottes Namen, ich bedarf Ihrer heute nicht mehr. Sie sind auch nicht mehr der Jüngling und dürfen Ihre Kräfte nicht unnötig vergeuden. Ich bleibe gern allein — lieber allein. Gute Nacht, meine Herren, gute Nacht!" (Fortsetzung folgt.)

Und in dieses friedliche Idyll plakt bei einem schönen Morgenkaffee die Ankündigung des Besuchs hinein, und der Botschaft folgt nach einigen Tagen die Angekündigte selbst. Beim Empfangselbstverständlich große Freude. Tante findet es reizend, daß Lieschen gerade jetzt gekommen, wo das Zimmer der Jungen, die einen Ferienaussflug unternommen, zu ihrer Aufnahme bereit stehe. In Wahrheit hatte Tante als gute Hausfrau sich bereits ausgerechnet, wie vortheilhaft die Abwesenheit der Jungen dem Bestande ihrer Wirtschaftskasse sein würde. Mit den erhofften Ersparnissen war es nun vorbei. Im Gegentheil sieht Tante mit stummen Schmerz ein starkes Defizit voraus, denn des Hauses Ehre und Höflichkeit verlangt, daß der Besuch quantitativ und qualitativ in einer Weise auf's Beste bewirtschaftet wird, ohne Rücksicht auf die kleinen Ersparnisse, welche die sommerliche Tafel sonst wohl gestattet.

Den Onkel bekümmert ein anderer Gedanke. Man hat den Besuch ja nicht gerufen, — aber da er einmal da ist, so muß das Kind doch auch etwas zu sehen bekommen: Reschen muß ausgeführt werden. Alle Mittag wird ein Programm gemacht. Zu hoch versteigt man sich ja nicht. Eintrittspreis 50 Pf. Da aber die ganze Familie den Ciceredienst mitmacht, so laufen diese Unternehmungen doch ganz nett in's Geld.

So hat man schon viel gesehen. Nur in der Ausstellung ist man noch nicht gewesen, obwohl Reschen an Andeutungen kaum noch versteckter Art es nicht hat fehlen lassen, daß sie doch „für ihr Leben gern" auch einmal dorthin möchte. Sie begreift gar nicht, warum es noch nicht geschehen ist, obwohl es da doch auch nur 50 Pf. kostet, wie im Zoologischen, Aquarium, Panoptikum und an ähnlichen Orten, wo man gewesen ist. Warum? Endlich muß es heraus! Für die Ausstellung hat Reschen nichts anzuziehen. In Dingsda mochte ihr Staat Furor machen. In Berlin kann sie sich damit „nicht sehen lassen". Aber Onkel und Tante haben das junge Mädchen, das so dankbar für das Gebotene ist und mit ungefühltem Erstaunen alles entgegennimmt, inzwischen herzlich lieb gewonnen und scheuen selbst vor einem größeren Opfer nicht zurück. Die Schneiderin wird in's Haus gerufen, damit sie Reschens äußeren Menschen modernisire. Jetzt öffnen sich auch die Pforten des Ausstellungsparkes.

„Unsere Nichte!" Mit einem gewissen Stolz stellen sie den Bekannten das junge Mädchen vor, dem die modischen Buffärme und der vom Seidenband umflatterte Kragen ganz trefflich zu dem frischen Gesicht stehen. Aber dieser Stolz legt sich bald

Der junge Architekt, der sonst, so oft er Clara, die Tochter, nur erpäht, nie von ihrer Seite zu weichen pflegte, hat heute offenbar nur Augen für das hübsche, ländliche Cousinchen, und mit dem niederdrückenden Gefühl, im Hinblick auf Clara eine kolossale Dummheit begangen zu haben, verläßt man den Park. Für den nächsten Tag hat der Architekt sich erboten, mit „beiden Damen“ — der Schlaupf! — einen Ausflug nach Potsdam zu machen, damit Auswieschen die Schlösser kennen lerne. Um keinen Verdacht zu erregen, ist das Anerbieten, obwohl schweren Herzens, dankend angenommen worden. Während Auswieschens und Claras Abwesenheit halten Onkel und Tante Kriegsrath ab, was unter so gefährlichen Umständen zu thun. Der Plan ist gefaßt, seine Ausführung soll aber von dem Bericht abhängen, den Clara über diesen Ausflug erstatten wird. Wie nun diese bei der Heimkehr den gespannt aufhorchenden Eltern mit thränenreicher Stimme heimlich meldet, daß der Architekt fast nur mit der Consine sich beschäftigt habe, da ist deren Schicksal besiegelt.

„Weißt Du, Auswieschen,“ sagte am nächsten Morgen der Onkel, „wir haben uns entschlossen, auch noch ein wenig fortzugehen.“ „Wann denkt ihr zu reisen?“ fragte Nichten in aller Unschuld.

„O! Nicht eher, als bis Du uns verlassen hast!“ Das Mädchen hat verstanden, daß sie überflüssig geworden. Sie ahnt auch, wie das so plötzlich gekommen, und zwei Tage darauf ist die Reichshauptstadt ärmer geworden um einen — Saisonbesuch.

Gewiß sind die Provinzialen besser und vor allen Dingen weisere fahrener als ihr Ruf. Der Provinziale, wie er heute noch zuweilen auf der Possenbühne erscheint, ist eine Gestalt, die gemeinlich ihre Wirkung auf unsere Nachmuskeln nicht vermag, der man aber im Leben selten begegnet. Heute ist der richtige Provinziale nicht minder gewichtig als der Berliner, dem nur mit Unrecht noch eine besondere „Heiligkeit“ von unzuverlässigen Chronisten angedichtet wird, während z. B. unsere sächsischen Stammesbrüder uns nach dieser Richtung, wie auf Grund der einwandfreien, zeitgenössischen Literatur versichert werden darf, bei weitem überlegen sind.

Mancher, der seinen Better aus der Provinz durch den Glanz der Reichshauptstadt zu blenden gedacht, mußte die Erfahrung machen, daß der Fremdling sich durchaus nicht imponiren läßt, und daß er die Reize der eigenen Heimath dem, was Berlin zu bieten hat, kühn an die Seite stellt. Nur für Eins hat er in den meisten Fällen kein Verständniß, für den Werth der Zeit, der kostbaren Zeit, die in Berlin heute höher im Kurs steht als anderswo. Er weiß nicht, daß heute nirgends so hart und angestrengt gearbeitet wird wie in der Capitale, und begreift daher die Größe des Opfers nicht, welches ihm sein Gastfreund mit der ihm gewidmeten Zeit zu bringen gewungen ist. Wenn aber nach dieser Hinsicht die Ansprüche des provinziellen Besuchers gar zu groß werden, dann blüht wohl manchmal in dem Geist des Berliners ein Gedanke auf, über dessen Heintücke er zwar sofort erröthet, der unter dem Einflusse der Nothwehr aber auch bald feste Umrisse annehmen kann.

„Seit sechs Wochen sah sie uns auf dem Halse“, so schildert uns ein Freund unseres Blattes seine Leiden, „wir konnten sie wirklich nicht los werden. Ich bin lange genug in der Provinz gewesen, um zu wissen, welche lieben, feingebildeten Menschen dort leben; unser Besuch hatte sich an diesen Leuten kein gutes Beispiel genommen. Die würdige Dame bemäkelte Alles; sie fand nichts gut und schön. Berlin kam im Vergleich zu ihrer Heimathstadt sehr schlecht davon, aber weiß der Himmel, trotz alledem reiste sie nicht ab. Wir waren in Verzweiflung; denn wir zahlten die Kriegskosten und konnten uns trotz der Einquartierung die in unserem Haushalte eine völlige Rebellion schuf, nicht die Anerkennung unseres Gastes verdienen. Da erhielt dieser eines schönen Morgens 7 Uhr mit der ersten Post einen unfrankirten Brief. Meine gute Frau wollte das Strafporto sofort erlegen; ich aber litt es nicht. „Mag die Dede aufstehen!“ Das war nun so meine Sache! Sehr uncavaliermäßig, nicht wahr? . . . Plötzlich hören wir einen Aufschrei; wir stürzen in das Zimmer. „Mein Gott, was ist denn passiert, Tantchen?“ „Ihr habt mich nicht angemeldet; ich soll auf die Polizei und meine Papiere mitbringen. Gewiß werde ich noch eingesperrt: Mein Gott, das überlebe ich nicht!“ Um allen Weiterungen zu entgehen, reiste Tantchen schon Mittags ab; der Abschied war leider ihrerseits recht kühl — sie konnte uns nicht verzeihen, daß wir sie nicht angemeldet hatten. Wie aber lautete das behördliche Schreiben? Hier sein Wortlaut: „Nachdem Sie durch sechs Wochen sämtliche Sehenswürdigkeiten der Residenz in Augenschein genommen haben, auch

nachweislich in verschiedenen öffentlichen Lokalen zehend und schmausend bemerkt worden sind, Sie also den Termin, den Leute aus der Provinz nach Ortsgebrauch hier verweilen, bereits überschritten haben, werden Sie zu einer Erklärung ob Sie etwa dauernd ihren Wohnsitz am Orte nehmen wollen, von Amtswegen vorgeladen. Es wird hierbei bemerkt, daß Sie sich polizeilich noch nicht gemeldet haben, wofür in jedem Falle eine Abmündung nach den Bestimmungen der Landespolizei, im Unermögensfalle aber entsprechende Haft eintreten wird.“

Natürlich war das Schriftstück nicht echt, sondern ein kolossaler Ulk, mit dessen Hilfe ein guter Freund unseren Haushalt von der Strafeinquartierung befreit hatte. Wenn man so etwas auf der Bühne sieht, läßt man, aber man glaubt es nicht. Wir aber haben es erlebt und gelacht vor Wonne und Schmerz, wie noch nie in unserm Leben.

Das Leder in der Konfektion.

(Noch etwas aus Berlin.)

In dem Schaufenster eines Konfektionsgeschäftes in der Jerusalemstraße ist gegenwärtig ein Damen-Jacket ausgestellt, das die Aufmerksamkeit der Passanten, auch der männlichen, in besonderem Maße in Anspruch nimmt. In Form und Schnitt unterscheidet es sich nicht wesentlich von den für die Mode des nächsten Herbstes und Winters festgelegten Modellen, aber es weist eine ganz neue Eigenart auf, die ihm die Beachtung „weiterer Kreise“ sichert. Das neue Damen-Jacket trägt nämlich einen veritablen Lederbefaß, und die Verzierungen, mit denen Brust und Hals reichlich geschmückt sind, bestehen ebenfalls aus zartem, weichen Leder.

Welch einen Blick in die Zukunft eröffnet diese Verwendung des Leders bei der Toilette! Unter den Leuten, die sich vor dem Schaufenster drängten, bemerkten wir einen würdigen Herrn, dessen Blide mit dem Ausdruck der Rührung an dem weiblichen Kleidungsstücke hingen.

„Sieh, Emilie,“ wandte er sich an seine neben ihm stehende Gattin, „ich möchte den Mann preisen, der auf den wahrhaft vernünftigen Gedanken gekommen ist, dem Leder eine solche Verwendung zu geben, und mehr noch denjenigen, der ihn weiter praktisch ausgefaltet. Oglückliche Zukunft, in der es uns gestattet sein wird, unsere Jungen in Lederanzügen in die Schule zu schicken. Mögen die Anschaffungskosten auch etwas hoch sein, so ist doch die Dauerhaftigkeit eines solchen Anzuges von unschätzbarem Werthe.“

„Ich fürchte, der Vortheil dürfte nicht allzu groß sein,“ wandte die Gattin ein. „Du vergißt, wie schnell unsere Jungen ihre Anzüge auswachsen.“

Das Anflitz des wüthigen Herrn verdüsterte sich in einem Moment, dann aber sagte er frohgemuth: „Dann treten die Nachkommenden die Erbschaft an; die Anzüge vererben sich von Generation zu Generation. Ich sage Dir, Emilie, wir leben in einer großen Zeit. Wer weiß, wie nahe wir schon der Lösung der sozialen Frage sind.“ . . .

In der That ist die Einführung des Leders in die Konfektion ein Schritt von so außerordentlicher Bedeutung, daß sich die Folgen noch gar nicht absehen lassen. Schon im letzten Jahre kam es zu kleinen, schüchternen Anfängen: man versah die Hüte mit ledernen Einfassungen. Daß die Idee Anklang fand, ergiebt sich aus dem lederbestigten Modell-Jackett, und wenn die kühnen Neuerer nicht auf halbem Wege stehen bleiben, so dürfte uns die kommende Saison noch manche Ueberraschung bringen. Hat dann erst einmal das Leder in der Damenkonfektion festen Fuß gefaßt, so kann sich die Herren-Schneiderei der neuen Richtung nicht lange verschließen, zumal die männliche Gewandung für die Verwendung des Leders noch weit geeigneter erscheint als die weibliche.

Auch die Literatur wird sich rechtzeitig mit der neuen Modedirichtung vertraut machen müssen. „Fräulein Luomilla sah in ihrem knapp anschließenden Jäckchen von echtem Saffianleder allerliebste aus.“ — Oder: „Der blinde Geiger errieth die Nähe der Gräfin aus dem eigenartigen Parfüm, das ihr Zuchtenjackett ausströmte.“ . . . „Wie lange hatte die arme Näherin darben und sparen müssen, um die zwei Ziegenfelle anschaffen zu können, die ihre kunstfertige Hand nun zu einem Wintermäntelchen verarbeitet. Solchen und ähnlichen Stellen wird man in den neuen belletristischen Erscheinungen des nächsten Jahres begegnen, und noch überraschender wird die Ausbeute sein, die uns die Lyrik darbietet. Wie gefühlvoll kann in Zukunft der verliebte Poet „vom Leder ziehn:“

Zwar ein Jackett mit Ledertheilen
Umspannet Deinen zarten Leib;
Doch nicht vor Amors kleinen Pfeilen
Schützt solch ein Panzer, holdes Weib.
Ich weiß zu gut, daß dieses straffe
Kalbfell ein weiches Herz umschlingt,
In das Gott Amors keine Waffe
Mit starken Widerhaken dringt!

Und welch neues Feld bietet sich denjenigen Schriftstellern dar, die auf einen packenden Titel Werth legen! „Die Dame in Kalbleder“ zum Beispiel ist ein Titel, der sich gewiß hören läßt.

Was aber sagen die Kleiderstoff-Fabrikanten zu der neuesten Laune der Göttin Mode? Haben sie schon daran gedacht, daß ihre Greifens geradegu bedroht ist, wenn die neue Richtung Oberhand behält? Werden sie die Sache ruhig ihren Gang gehen lassen oder die Hilfe des Staates anrufen, damit er hemmend und ordnend in die Irigänge der Mode eingreife? Hoffen wir das Beste!

Allerlei.

Der amerikanische „Regenmacher“ Frank Melbourne, dessen Dienste vor zwei oder drei Jahren von den Farmern des amerikanischen Westens so lebhaft in Anspruch genommen wurden, befindet sich zur Zeit in Cleveland, in Ohio, und hat sich über die Kunst des Regenmachens in anerkennenswerth freimüthiger Weise ausgesprochen. Er gestand zu, daß diese ganze „Kunst“ ein Schwindel ist (wovon noch kein vernünftiger Mensch gezwweifelt hat) und daß er die Gabe, Regen zu erzeugen, niemals in einem höherem Grade besessen habe, als irgend ein anderer Sterblicher. Er fügte lächelnd hinzu, das amerikanische Volk finde Vergnügen daran, „bebumbugt“ zu werden, und je größer der Schwindel sei, desto leichter sei er auszuführen. Uebrigens hat Melbourne durch die Regenmacherei ein Vermögen erworben.

„Der letzte Rock als Glückstifter“ möchten wir eine kleine Geschichte nennen, die gestern in Berlin S.W. mit einer fröhlichen Hochzeit ihren Abschluß fand. Vor fünf Jahren entspann sich eines Abends in einem Restaurant der Dramenstraße zwischen einigen Stammgästen und einem anständig gekleideten jungen Mann ein Gespräch über die soziale Stellung der Handlungsgehilfen in Deutschland und Frankreich. Der junge Mann, der längere Zeit in Paris konditionirte, nahm energisch für die dortigen Verhältnisse Partei, was zur Folge hatte, daß die Unterhaltung in einen höchst unerquicklichen Streit ausartete. Einer der Stammgäste, ein stark angebeiterter Fabrikant von Gas- und Wasserleitungs-Artikeln ließ sich endlich in seinem gekränkten Patriotismus zu Thätlichkeiten hinreißen. Er faßte den schwächlichen, jungen Mann mit den Worten: „Haus mit dem Franzosen!“ derb an und riß ihm bei dieser Gelegenheit ein großes Stück aus seinem sehr sauberen, aber offenbar auch sehr müden, schwarzen Rock. Todtenbleich stand der also Beschädigte und sprach: „Mein Herr, ich bin ein guter Deutscher, wenn ich auch das, was im Nachbarlande besser ist, nicht verkenne. Sie aber haben mich unglücklich gemacht mit Ihrer gewaltthätigen Beweisführung. Seit Wochen laufe ich in Berlin umher, um eine Stellung zu finden. Sie haben mir mein letztes Kleidungsstück in Fetzen gerissen, und ich werde wohl am besten thun, in die Spree zu gehen!“ Eine peinliche Pause entstand; endlich nahm der jähzornige, im Grunde aber herzsgute Fabrikant das Wort und sprach gerührt: „hm — hm — et dbut mir wirklich leid — Sie suchen 'ne Stelle — hm — hier haben Sie meine Karte, lassen Sie sich morgen früh bei mir sehen, da wird sich das Weitere finden.“ Und es fand sich. Denn gestern fand die Hochzeit des jungen Mannes mit der Tochter des Fabrikanten statt, dem er seit fünf Jahren ein tüchtiger Buchhalter war, um jetzt zu seinem Geschäftstheilhaber zu avanciren. Den gerissenen Rock — seinen Glückstifter — hat er treulich aufbewahrt.

Ein diebstahlsprechendes „Künstler“-Ensemble. Einen wichtigen Fang machte die Polizei in Neuhardenberg (Kreis Lebus), als sie die Mitglieder einer durchreisenden Akrobaten-Gesellschaft einer näheren Prüfung hinsichtlich ihrer Legitimation unterzog. Einer der Künstler entpuppte sich dabei schließlich als der wegen Mordes steckbrieflich verfolgte Akrobat Trinczet aus Hinterdorf. Er hatte mit der Tochter seiner früheren Prinzipalen ein Verhältniß angeknüpft, welches die Letztere nicht dulden wollte; um das Hinderniß aus dem Wege zu räumen, soll er die Mutter seiner Braut mit einem Hammer niedergeschlagen haben. Jetzt hat ihn das von ihm verlassene Mädchen, welches irgendwo todtkranz darniederliegt, verrathen. Bei der erwähnten Truppe befand sich der Verbrecher erst seit fünf Tagen. Ferner wurde in einem anderen Mitgliede derselben Gesellschaft ein junger Abenteurer entdeckt, der wegen Diebstahls von der Behörde verfolgt wird. Es ist dies der etwa zwölfjährige Künstlerlehrling Hermann Wustrad, der vor vier Monaten seinen Eltern, kleinen Bauersleuten in Jorndorf, entlaufen ist. Beide Personen wurden nach dem Gerichtsgefängnis zu Seelow übergeführt. Als dritte im Bunde gestellte sich zu ihnen noch ein Frauenzimmer, das bei der Gesellschaft als Dienstmädchen sich aufhielt und am Tage vorher einem Schlächtergesellen vier Mark aus der Tasche entwendet hatte. Die so arg „decimirte“ Künstlertruppe aber wurde veranlaßt, den Mauern Neuhardenbergs schleunigst den Rücken zu kehren.

Eine Habierkünstlerne amerikanische Miß schleicht sich eines Tages aus ihrem Hause, in dem der Hausmeisters weder Klaviere noch Hunde duldet, fort, um im Innern New-Yorks eine Schule aufzuwachen, die den Ruf hat, ihre Zöglinge im Laufe eines Jahres zu künstlerischen Mägen auszubilden. Nachdem die Miß dort ihr Anliegen vorgetragen hat, führt sie die Lehrerin in einen Raum, wo viele schmale, lange Tische stehen, an deren Längsseiten Taiten aufgemalt sind. Hier muß sich die Miß setzen, die Lehrerin nimmt ihr gegenüber Platz und sagt, das Fräulein sollte ihr nur Alles nachmachen. Dann läßt sie die Finger mit unmaßhämlicher Grazie auf den Tisch fallen, die Gelenke eingedrückt, die Finger schön gerundet. Die Miß thut es nach und ist entsetzt, wie plump ihre Hand auf den Tisch purzelt. Endlich geh die Handstellung an. Es folgen Fingerübungen. Der Daumen wird

in eine Vertiefung gesteckt, die anderen Finger müssen sich recken und dehnen, in die Höhe hüpfen, gelenkig niederfallen, über den armen eingepreßten Daumen, der laut um Hilfe schreit, nach rechts und nach links voltigiren. „Mir wird schwindlig!“ kreischt endlich die Miß. „D, Sie werden noch viel schwindliger werden!“ versichern die anderen Mädchen, die auch an der Lektion theilnehmen und mit Fanatismus ihre Uebungen machen. Nachdem der Daumen dann noch einige Einzelübungen gemacht hat, geht es in einen Turnsaal, wo alle möglichen Armbeugungen und Handstrecken, Kopfdrehen und Fußpirouetten gelernt werden, Verbeugungen bis zum Boden, das sanfte Niedergleiten auf Klavieresseln, die Bewegungen beim „Attakieren“ und beim Verlassen des Klaviers. Dann wieder, zerbrochen, lahm und müde, an die „Klaviere“ zurück, wo jetzt Bombastlesen mit Hilfe eines laut tickenden Metronoms gelernt wird, das unaufhaltsam sein Tick-tack den Säumigen zuruft. Endlich, wird die geräderte Miß entlassen. Sie fragt nur zitternd: „Und das nennen Sie eine Klavierchule?“ — „Das ist die neue Methode, Klavier zu lernen!“ antwortet die Lehrerin. Wir trennen die Technin vom Tone, mein Fräulein! Wenn die Muskeln gehörig geübt sind, wenn Sie die Technin gehörig und vollkommen beherrschen, dann erst, als Letztes, kommt der Ton. Indessen aber kann neben Ihren Fingerübungen — und das ist auch viel werth — jedes kleine Kind ungestört schlummern!“ — Das wird nach einer St. Pauler Zeitung als die neueste amerikanische Erfindung gerühmt.

Vom Büchertisch.

(An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Broschüren &c. angezeigt. Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)

„Nach fünfundsanzig Friedensjahren.“ So lautet der Titel eines von Fr. Freiherrn von Dindlage geschriebenen Rückblicks auf die Kriegsjahre von 1870/71 in der neuesten Nummer (28) der Zeitschrift „Für alle Welt“ (Deutsches Verlagshaus Bong u. Co. Berlin W Potsdamerstr. 88). An der Hand von hochkünstlerisch ausgeführten Bildern in Schwarz- und Buntdruck führt uns Verfasser auf die Schlachtfelder Frankreichs; er erklärt uns in fesselnder Weise die Situationen des Georg Meibtreu'schen Gemäldes „Bei Schlaghausen“, des G. Koch'schen „Auf dem Marsche nach Paris“, der Illustrationen „Barrische Jäger bei Loigny“ und „Begnabme von Mitrailleurten bei Barigny l'Esque“. Die Figuren auf den beiden Th. Koch'schen Bildern „Kampf um die Standarte der französischen 7. Kürassiere bei Bionville“ und „Nichts vom Feinde“ erhalten Leben für den Beschauer, und die furchterlich wilden Kampfszenen bei Amanvillers und auf der Hochfläche von Schlaghausen am 6. August werden dem Verständnis näher gerückt. Den Glanzpunkt dieser Kriegsjubiläumnummer von „Für alle Welt“ bildet das große Dioramagemälde von Anton von Werner „Die Kapitulationsverhandlungen zu Donchery“. Alle Personen darauf sind durchaus porträtähnlich, Bismarck, Moltke, deren Begleiter und die französischen Generale treten sprechend aus dem Bilde heraus, und die Gruppierung ist eine so meisterhafte, wie man sie eben nur von einem Anton von Werner verlangen kann. Außerdem enthält dieses Heft von „Für alle Welt“ noch eine Reihe großer Bilder, bringt neben den beiden großen Romanen „ecce ego — Erst komme ich“ von Ermit von Wolhagen und „Der Fremde“ von Robert Kohlrausch, eine Novelle von Olga Wohlbrück, eine illustrierte Besprechung der Jungfrauenbahn und viele andere interessante Artikel, so daß jeder Geschmacksrichtung in diesem Hefte gedient ist.

Das letzte Glückauf, die ergreifende Darstellung eines Bergmanns-Begräbnisses nach dem Original von B. Stachiewicz bildet als Kunstbeilage den Hauptschmuck des 22. Heftes der „Moderne Kunst“ (Verlag von Rich. Bong, Berlin a Heft 60 Pf.). Ein Theil der Nummer ist einer Schilderung der modernen polnischen Kunst von Fritz Stahl gewidmet, der an der Hand einer großen Zahl prächtig reproduzierter Bilder die Bedeutung einer, trotz des mangelnden politischen Landes in sich geschlossenen Malergruppe nachweist. Unter den belletristischen Gaben ist neben dem laufenden, in der Treue der Schilderung an Bala erinnernden Roman „Der Wein“ von Wolfgang Kirchbach besonders eine durch Feinheit der Stimmung ausgezeichnete Novelle „Ist sie's“ von Heinrich Mann hervorzuheben. Beilage und Zickzack sind mit interessanten Bildchen ausgestattet, den neuen Wittelsbacher Brunnen in München, die plastischen Scherzgruppen von dem Maienfest der Deutschen Schriftstellergenossenschaften Berlin, den Canal-Baumeister Alderbaurch Baenich und eine Reihe von Tagesereignissen in geistreicher flatter Manier illustrirend.

Ein Modemagazin von „Für alle Welt“. Es ist den Fachkreisen unverständlich, wie es möglich sei, passende, nach Maß angefertigte Kleiderstücke unentgeltlich abzugeben. Bekanntlich bietet die „Wiener Mode“ (Verlag der „Wiener Mode“ in Wien) ihren Abonnentinnen diesen Vortheil. Noch merkwürdiger wird diese Erscheinung dadurch, daß jede Abonnentin so viel Schnitte verlangen kann, als es ihr beliebt und da jeder Schnitt über 2 Mk. werth ist, in die Lage kommt von der Redaktion mehr zu erhalten, als das Abonnement von fl. 150.—=250 pro Quartal beträgt. Dabei ist die „Wiener Mode“ künstlerisch vornehm, reichhaltig und praktisch. Probehefte in allen Buchhandlungen. Im selben Verlage erschien toeben die Sommerausgabe des farbigen Modetracht-Albums der „Neuen Wiener Modelle“, die speziell für bessere Fachkreise bestimmt ist und allgemein als ein hervorragendes Fachwerk anerkannt wird.

Verantw. Redakteur: Dr. Walther Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Zeltz in Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.